

stehen, sie sind Maler, Fliesenleger, Arbeitsloser, Schülerin – oder doch, das Benzin sei zu teuer, und Autobahnen müssen her, man will schließlich auch mal nach Hamburg brettern, Mädels gucken, Kaffee trinken, dann wieder zurück.

Das sind so die Dinge, über die der Bürgermeister sich Sorgen macht, die Ziellosigkeit der Jugend, Autobahnen, Arbeitsplätze, die Region hat ja fast nur den Tourismus, die Kurgäste und die gut

kunst auf und machte sich ans Werk. Ein manischer Mensch, der zehn bis zwölf Stunden am Tag arbeitete, ohne Urlaub und Wochenende. Der Gehilfen verschliss und von seinem Staat alles bekam, was er wollte – die Leinwand aus der Sowjetunion, das Häuschen in Frankenhausen, die Studienreise nach Rom.

Sie mochten ihn nicht in der Stadt. Er blieb ein Fremder, brettete mit seinem staatsblauen Volvo vorbei und war nie in den Kneipen zu sehen. Ein paar Spitzel schwirrten um ihn herum, die sollten im Auftrag der Stasi dafür sorgen, dass niemand das große Werk sabotierte – „ich selbst“, sagt Tübke, „habe davon nie etwas bemerkt“. Dann hat er auch noch die Werkstätigen beleidigt: Das war nach 1987, er hatte seinen letzten Pinselstrich getan, aber der Bau war nicht fertig. Der Künstler sprach von „Pfusch“, und das nahm man ihm übel, dem arroganten Herrn.

„Hofmaler Tübke“ hieß er bei seinen Kritikern, staatsnah sei er gewesen, einer wie er hätte sich wohl schon „auf das System einlassen müssen“, sagte der ausgewanderte Malerkollege A. R. Penck. Aber schon früh hat ihm der Kritiker der „Frankfurter Allgemeinen“, Eduard Beaucamp, Absolution erteilt: Tübkes Werk sei „ästhetisch wetterfest“,

schrieb er im Dezember 1989, und es behauptete sich „souverän und unabhängig von den Bedingungen, unter denen es entstand“.

Nun bereitet sich der Panorama-Museumsdirektor Gerd Lindner auf Schröders Besuch vor, ganz intim solle es werden, hat er vom Kanzleramt gehört. Über die Geschichte des Bildes will er reden und das Geschichtsbild der DDR; über seine Überraschung, dass die SED-Führung nicht moniert hat, dass Tübkes Gemälde ihrer Auffassung „diametral widerspricht“: Da gibt es keinen Fortschritt der Geschichte, keine Aufhebung von Widersprüchen, keine Aussicht auf ein sozialistisches Paradies. Sondern, es ist ja ein Rundbild, eine ständige Wiederkehr. Bei Tübke bewegt sich die Geschichte „wie eine Spirale“, sagt Lindner, „wie in einer Wiederholung des ewig Gleichen auf anderem Niveau“. Vielleicht hat auch Schröder dazu was zu sagen, wer weiß.

„Eine Beziehung zur Kunst oder zur Hochkultur, das ist Arbeit“ – das ist auch so ein Satz des Kanzlers. Vielleicht passiert ja etwas ganz Interessantes, wenn man ihn vor ein Gemälde stellt mit Herrscherposen, mit Liebedienern, mit Heuchelei, mit Verrat. Tübke jedenfalls will nichts erklären. Reden kann man ja auch über andere Dinge als über Politik. Wahrscheinlich, das glaubt die Frau des Malers, wird er seinem Kanzler folgende Frage stellen: „Haben Sie sich auf Mallorca gut erholt?“

BARBARA SUPP



M. TRIPPPEL / OSTKREUZ

Museumsort Bad Frankenhausen: Bitte um Staatsgäste

110 000 Panorama-Besucher pro Jahr. Doch, findet Ringleb, der Kanzler könne durchaus etwas für ihn tun. Er hat schon mal an Kohl deswegen geschrieben und auch an Bernhard Vogel, seinen Landesvater: dass er mehr Staatsgäste will. Aber es hört keiner auf ihn: „Die bleiben immer in Weimar hängen. Die kriegen Schiller und Goethe gezeigt, ob sie wollen oder nicht.“ Dabei hat er doch was Einmaliges mit seinem Panorama da oben, und einen Hubschrauber-Landeplatz gibt es auch.

Man müsste mehr profitieren von dem Ding, wenn es nun schon mal da ist. Ursprünglich hat es von den Bürgern kaum einer gewollt. „Elefantenklo“ haben sie es zu DDR-Zeiten getauft und über jeden Zentner Baustoff gegrummelt, der da oben verbraucht wurde. „Muss man verstehen“, sagt Ringleb. „Für jeden Sack Zement brauchte man 'nen Gutschein. Und dann hat man's trotzdem nicht gekriegt.“

Der Rohbau stand schon, als der Künstler 1976 unterschrieb. Ursprünglich hatte das SED-Zentralkomitee eine Verherrlichung gewollt, eine Feier der Bauernkriege, aber das ging ja nun schlecht, bei einer verlorenen Schlacht. Andere waren gefragt worden und hatten abgelehnt; also durfte Tübke. Er konnte darauf bestehen, in einem Brief an den Kulturminister Hans-Joachim Hoffmann, dass ihm „niemand reinredet“; er war mit dem Minister befreundet und hatte Erfahrung im Umgang mit Mächtigen: Mit deren Eitelkeit zu spielen war für ihn „kein Problem“.

Er gab seinen Posten als Rektor an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buch-

ter der ausgewanderte Malerkollege A. R. Penck. Aber schon früh hat ihm der Kritiker der „Frankfurter Allgemeinen“, Eduard Beaucamp, Absolution erteilt: Tübkes Werk sei „ästhetisch wetterfest“,

Ort der Täter, Ort der Opfer

Das pommersche Eggesin steht für rechte Gewalt im Osten.



Was kümmert die Stadt der Glatzen Gerhard Schröder? Der Bürgermeister will nicht über den Besuch des Kanzlers reden, der Leiter des Ordnungsamtes nicht, der Pfarrer nicht. Die Menschen in der Stadt der Glatzen haben andere Sorgen.

Eggesin ist eine Stadt der Glatzen seit der Nacht vom 21. zum 22. August 1999, einer Nacht während des Volksfestes mit „Drachenhahn“, Zuckerwatte und Bier, als Skinheads zwei Vietnamesen fast totsclugten. Seitdem steht der Ort in Vorpommern

als Fanal neben Mölln oder Eberswalde, und noch immer machen die Glatzen den Menschen hier Angst – oder, hin und wieder, auch Freude.

Doch nicht deswegen kommt Gerhard Schröder in die Gegend von Eggesin. Der Kanzler wird in der Kürassierkaserne, zehn Kilometer vor Eggesin, vom Himmel schweben, und dann wird er Grillwürstchen verspeisen und einen Kosovo-Checkpoint inspizieren, den die Soldaten gerade neben dem Panzerparkplatz aufbauen.

Eggesin lebte früher von der NVA und lebt heute von der Bundeswehr; Soldaten grauste und graust es vor jener Betonwüste kurz vor der polnischen Grenze, die sie die Stadt der drei Meere nennen: Sandmeer, Kiefernmeer, gar nichts mehr.

Früher war hier „so genannte heile Welt“, wie Oberstleutnant Clemens Range, Kommandeur des Panzergrenadierbataillons 412, sagt. Viele Menschen in Eggesin trauern den alten Zeiten nach: „Miete 80



K. THEILNER

Soldaten in der Kürassierkaserne: Sandmeer, Kiefernmeer, gar nichts mehr

Mark, Bier 50 Pfennig, für 10 Mark warste knülle, alle standen zusammen, was wollteste mehr“, sagt Peter Nickel, der heute auf dem Parkplatz, der sich Marktplatz nennt, Döner für 4,50 Mark verkauft.

Offizier Range beschreibt das anders: „Niemand musste seinen Grips anstrengen.“ Wie solle nun ein 50-jähriger arbeitsloser Trinker Einfluss auf seinen Sohn nehmen, wenn der Nazi-Mode schick findet? „Ich habe als Christ und Vater versagt“, sagte der Vater eines Täters beim Gottesdienst. Denn keiner hat mehr Ein-

fluss in Eggesin, beziehungsweise: Irgendwie haben immer die Falschen Einfluss. Darum konnte passieren, was in jener Samstagnacht im August 1999 passiert ist.

Der Vietnameser Phong Tien Nguyen, damals 24, ein kleiner schmaler Mann mit Mittelscheitel, und sein Kumpel Vien Quoc Tran, 29, gehen um 22 Uhr zum Volksfest auf der Wiese hinter dem seit 1990 geschlossenen und langsam verfallenden Hotel Mecklenburg, an dessen Wand einer „Freiheit für Nationalisten“ gesprüht hat. Sie trinken ein paar Biere, lauschen den Kapellen, treffen ein paar Freunde. Dann gehen Phong und Vien ins Festzelt.

Ausländer auf einem deutschen Gelage? Die NPD, deren deutsche Kerle vergangene Woche bei einem Schützenfest in Greifswald für Ordnung sorgten, hätte das kaum gestattet. Doch auch Eggesin hat seine Glatzen.

Knapp 30 von denen sind auf dem Volksfest. Sie haben eine Menge Bier mitgebracht und tragen das, was in der Ernst-Thälmann-Schule auch ein Jahr später noch Mode ist: Shirts und Hosen von

„Pit Bull“ und „Lonsdale“ – wegen der vier mittleren Buchstaben – , Bomberjacken von „Alpha“, Springerstiefel oder die Turnschuhe von „New Balance“; das große „N“ an der Seite steht laut Neonazi-Code für „Nationalsozialismus“.

Das Wort ergreift Daniel Sch., damals 16, der vor einer Ausbildung als Maler steht. Die Ausländer stören ihn, wieso dürfen die hier Bier kaufen und mit deutschen Mädchen feiern? „Denen hauen wir auf die Schnauze“, sagt Daniel. Der Trupp bezieht Posten.

Um drei Uhr morgens ist Phong müde; er verlässt das Zelt. Er sieht die Unbekannten, aber zu spät: Sie

stoßen ihn zu Boden. Phong flüchtet zurück ins Zelt. Er will die Polizei rufen, doch sein Freund Vien beruhigt ihn. Kurz nach vier Uhr brechen beide auf.

Zuerst werfen Daniel Sch. und seine Freunde mit Steinen. „Entschuldigung“, ruft Phong, als er eingekreist ist und die Tritte beginnen. Phong bemerkt, dass mit jedem Schrei seines Freundes die Tritte wilder werden – er stellt sich tot und kommt mit Prellungen an Kopf, Rippen und Niere sowie einer Gehirnerschütterung davon.

Vien treten sie mit den Metallkappen ihrer Stiefel ins Gesicht, und sie springen ihm auf den Kopf. Sie rennen davon, aber als er wimmert, kommen sie zurück. „Seid ihr noch nicht tot?“, fragen sie und beginnen von vorn. Vien erleidet, so Richter Rainer Dally, einen „Einbruch des Schädeldaches mit einem Durchmesser von rund sechs Zentimetern. Durch die erhebliche Gewaltwirkung kam es zu einer Deformierung des gesamten Schädels mit weiteren sternförmigen Berstungsbrüchen bis in die Schädelbasis. Durch den Einbruch des Schädeldaches drangen Knochensplinter bis zu zwei Zentimeter tief ins Schädelinnere ein“.

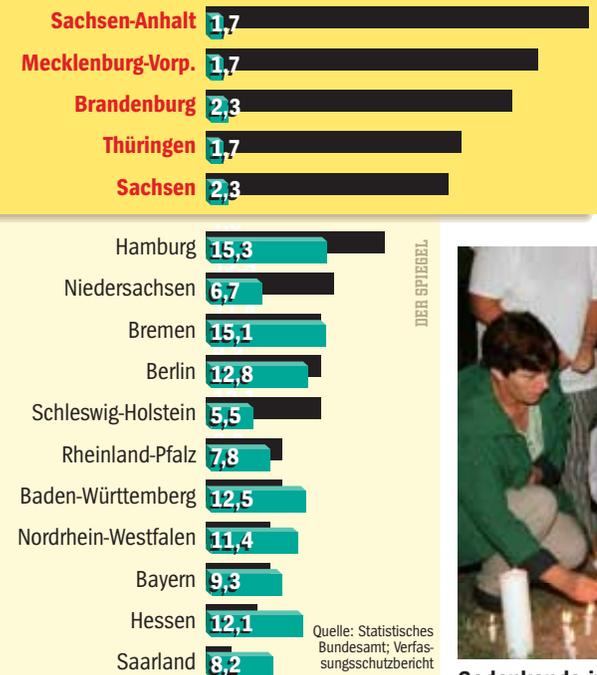
Phong sagt, natürlich hätten sie die Polizei rufen sollen. Sie hätten gar nicht erst

Blinde Wut

Rechtsextremistisch motivierte Gewalttaten auf 100.000 Einwohner, 1999

Ausländeranteil in Prozent

0,5 1,0 1,5 2,0 2,5 3,0



DER SPIEGEL



DPA, (U.): T. SANDBERG (re.)



Gedenkende in Eggesin (August 1999), Opfer Phong: „Seid ihr noch nicht tot?“



K. THEILER

Hauswand in Eggesin: Breite Solidarität mit den Tätern

kommen sollen, sagen die Menschen auf dem Markt. Weiss man doch vorher, wie die Rechten reagieren. So reden sie hier. Alle. Vermutlich gibt es auch Leute, die anders denken, aber die trauen sich nicht. Wer als Zeuge im Gericht war, wurde bedroht, und wer in Eggesin Ausländer beschäftigt, hat ständig Löcher in den Autoreifen.

Die anderen, alle, sagen: Ist ja nun vorbei, denn die, die's waren, sitzen im Bau, und die, die draußen sind, waren's ja nicht.

Dieses Denken hat der Vorsitzende Richter Dally, der fünf Täter wegen versuchten Mordes und gefährlicher Körperverletzung verurteilte, so gewertet, dass „nicht unerhebliche Teile der Bevölkerung sich mit den Tätern solidarisieren“.

Vor einem Jahr trafen sich die Rechten in einer Hütte und einer Garage am Karpiner Damm. In der Garage hing eine Reichskriegsflagge, und in den Ecken lagerte das Nötigste: Dauerbrandofen Marke DDR, Gewaltvideos, viel Bier, CD-Spieler und CDs. „Arischer Widerstand Eggesin“ und „Nationaler Widerstand Eggesin“ nannten sich die Gruppen, und wenige können behaupten, sie hätten nichts gewusst. Die Garage war von der Stadt für 80 Mark im Jahr gepachtet worden.

Und heute steht an einer Garage der Name „Eggesin Crime“, und an einer anderen hängt eine DVU-Fahne mit dem Slogan „Soziale Gerechtigkeit durchsetzen“. Ohne rechte Symbolik geht hier nichts: Der Fanclub von Hansa Rostock heißt „Eggesiner Vikinger“, und wenn Fremde viele Fragen stellen, pappt morgens ein Rudolf-Heß-Aufkleber an deren Fahrzeug.

Es gibt die Rechten, Aldi, zwei Tankstellen und sonst nicht mehr viel in Eggesin. Von ehemals 8000 Einwohnern sind noch knapp 7000 da, und 25 Prozent sind arbeitslos. Selbst diese Zahl ist geschönt, da Umschulungen nicht in die Statistik fallen.

Der Vietnamese Phong kommt heute selten nach Eggesin. Er lebt im Asylbewerberheim in Bellin und traut sich nur noch raus, wenn ihn jemand im Auto mitnimmt. Ein Dutzend Einwohner von Eg-

gesin sind Ausländer, nicht mal mehr ein Prozent. Die Rechten haben gewonnen, aber der Vietnamese Vien ist geblieben, den seit jener Sommernacht eine Sozialarbeiterin betreuen muss.

Er überlebte nach Notoperation und zehntägigem Koma. Wie viel Metall er im Kopf hat, merkte Vien, als die Sicherheitskontrolle am Flughafen von Hanoi heißlief.

Er möchte wieder in Peter Nickels Döner-Stand arbeiten, aber er schafft es nicht.

Sein Freund Phong Tien Nguyen lebt von Sozialhilfe, weil er nicht arbeiten darf. Sein Antrag auf Asyl ist abgelehnt worden; darum darf er den Landkreis nicht verlassen, in dem er umgebracht werden sollte. Den Kanzler will er sich nicht ansehen. Was kann der schon tun?

Der Landkreis Uecker-Randow hat Phong bereits zur „amtsärztlichen Untersuchung wegen Ihrer Flugtauglichkeit/Reisefähigkeit“ geladen. Noch wird er geduldet, weil er Zeuge in einem deutschen Gerichtsverfahren ist. Seinem eigenen. Wenn die Revision vorbei ist, wird Phong abgeschoben, falls Landkreis oder Innenministerium bis dahin nicht doch ein Bleiberecht ausgesprochen haben.

Phong hatte Schweißer gelernt in Vinh in Vietnam, aber er war jung und wollte ein Abenteuer erleben und reich werden. Er liebte sich 7000 Dollar von Freunden, um die Schlepper bezahlen zu können; fünf Monate lang war er unterwegs.

Seiner Familie hat Phong nichts von dem Mordanschlag gesagt. „Deutschland ist schön“, schreibt er nach Hause, „es geht mir gut.“

KLAUS BRINKBÄUMER

„Lieber die Ostzeiten“

In Wolfen verkauft ein PR-Mann Hoffnung, die er selbst nicht hat.



Ein paar Wochen ist es her, da stand plötzlich der Brasilianer auf dem Platz und brachte etwas mit, das in dieser Stadt längst verloren schien: Schönheit. Welche Eleganz, welche Leichtigkeit. Vergessen sind die Ruinen von Wolfen, die Leere, der Zorn, das Gift.

Isaac Chaves tanzt. Seine Beine fliegen, seine Arme schweben. Wer sieht denn jetzt noch, dass das Stadion ein halber Trümmerhaufen ist? Chaves wärmt sich auf, und er wirkt wie ein Puma, dem eine Herde Büffel folgt. Hinter ihm zertreten die Teamkollegen die Luft und biegen sich mit der Leichtigkeit von Eisenrohren. Und Lothar Schwarz steht da mit breiten Beinen und guckt sehr zufrieden. Ein Brasilianer spielt beim FC Grün-Weiß Wolfen in der Verbandsliga, kein Mann von Weltklasse, aber immerhin. Zwei Tore im ersten Spiel.

Chaves jongliert ein bisschen mit dem Ball, und Schwarz sagt ein Wort, das er bis dahin gemieden hat: Hoffnung. Es passt auch nicht nach Wolfen. Aber Chaves ist Hoffnungsträger. Man will in die Oberliga.

Leider ist das Training endlich. Chaves verschwindet, zurück bleibt Wolfen.

Lothar Schwarz, 50, hatte jüngst einen interessanten Auftrag. Zum 600. Geburtstag der Stadt sollte seine PR-Agentur ein Logo finden. Man suchte nach etwas Schönem, das Wolfen repräsentieren könnte. Man suchte ein Vierteljahr. „Nüsch“, sagt Schwarz. Er machte aus dem o in Wolfen einen Kussmund.

Am 31. August kommt Gerhard Schröder, und Schwarz hat wieder einen interessanten Auftrag. Er soll dem Kanzler in der Stadt der Hoffnungslosigkeit Zeichen der Hoffnung präsentieren. Er ist Fachmann für PR, er macht das schon.

Man hat bereits angefangen, die tiefsten Schlaglöcher in den Straßen zu füllen. Routine, als Honecker kam, machte man's ebenso. So genau wird Schröder schon nicht hingucken. Was er sehen könnte, wenn er wollte, würde ihn vielleicht an ein Filmgenre erinnern. Es gibt diese Filme, die Menschen nach einer Katastrophe zeigen. Die Erde ist eine Wüstenei oder ein riesiger Ozean, und